

Für unsere Kinder

Nr. 20 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1910

Inhaltsverzeichnis: Spruch. Von Cäsar Fleischlen. — Der Steinklopfer. Von Edgar Hahnevald. — Die Enten. Von Emma Döly. (Gedicht.) — Erfindungen und Entdeckungen: Die Erfindung der Buchdruckerkunst. Von Jürgen Brand. — In Großvaters Auftrag. Von Hans Anrud. (Schluß.) — Von den zwei Fröschen, die das Nähen lernten. Von Viktor Blätgen. — Der Bauer und der Teufel. Von Brüder Grimm. — Glühwürmchen. Von E. F. Strasburger. (Gedicht.)

Spruch.

Von Cäsar Fleischlen.

Was kommt, das kommt:

Sturm oder Sonnenschein!

Hast du die Hand nur fest am Steuer,
wird Leid und Weh auch dir zum Ziel gedeihn
und frischer Wind nur in die Segel sein!

○ ○ ○

Der Steinklopfer.

Vor mir liegt ein kleiner, unscheinbarer Steinbrocken. Es ist ein Stück gemeiner Pläner, wie man ihn hierzulande allerorten auflesen kann. Erst wenn man ihn betrachtend in der Hand hin und her wendet, entdeckt das Auge auf dem blaugrauen Stein den deutlichen und schönen Abdruck einer versteinerten Muschel.

Ein Zufall ließ mich den unscheinbaren Rest einer längst vergangenen Zeit finden. Ich steckte den Stein zu mir, weil ich seine Geschichte kannte. Sie ist sehr schön und hört sich fast an wie ein seltsames Märchen. Es ist aber nicht nötig, daß ich hier erzähle, wie die Muschel in den Stein kam. Du kannst diese Geschichte in jedem Lehrbuch der Geologie nachlesen. Schlage das Kapitel über die Kreidezeit auf. Dort steht die Geschichte, wie die kleine Muschel in den Tiefen des Kreidemeeres ein fröhliches Leben führte, bis sie endlich in seinen Schlammsschichten ihr Grab fand. Dort ist sie dann langsam zu Stein geworden, als das Kreidemeer längst verrauscht war. Lange, lange Ewigkeiten hat sie dort gelegen, bis endlich der Schlag des Steinbrechers sie jutage förderte.

Ein kleines Stück Ewigkeit ist der Steinbrocken, der so unbedeutend daliegt. Du würdest ihn achtlos mit dem Fuße beiseite stoßen, wenn er dir auf der Straße im Wege läge.

Aber der Stein hat noch eine andere Geschichte. Und wenn dir die erste vielleicht gefiel, so wird dir die zweite recht viel zu denken geben.

An dem Tage, als ich den Stein heimzuschleppte, mußte ich über Land. Auf dem Wege kam ich an einem Steinbruch vorüber. Arbeiter brachen hier harten, roten Syenit. An langen Drahtseilen hingen sie wie Schwaben an der steilen Wand, und ihre schweren Meißel nagten von früh bis abends am Felsen. Ripploris liefen auf schmalen Schienen geschäftig hin und her und schafften das gebrochene Gestein ins Werk. Dort knieten Männer und Frauen mit großen Schutzbrillen vor dem Steinhaufen und schlugen die Blöcke in kleine Stücke. Wie Maschinen ließen sie die kleinen Hämmer an den langen Stielen schwingen. Sie arbeiteten, ohne sich umzusehen. Sie sahen nicht die reisende Schönheit der Felder, über die die scheidende Sonne goldene Schauer warf. Nicht für sie winkten die blauen Berge in der Ferne, die tausenden Wälder am Rande der Wiesen. Alle Gedanken an diese Dinge sterben langsam dahin unter dem Klopfen der rasstlosen Hämmer.

Die Meißel knabbern an dem Felsen, den Jahrtausende gebaut haben. Der Mensch braucht Steine. Er braucht sie, um Straßen, Häuser und Fabriken zu bauen. Man sagt, er braucht auch Kirchen, Kasernen und Gefängnisse.

Der Mensch braucht die Steine. Der Steinbrecher, der sein Leben aufs Spiel setzt, wenn er die Felsen sprengt, leistet notwendige Arbeit. Die Gesellschaft braucht Steine, er bricht sie und gibt von früh bis abends seine Kraft an diese Arbeit hin.

Läßt ihn dafür die Gesellschaft an allem teilnehmen, was sie mit vollen Händen bieten kann? Hat der Steinbrecher bei seiner schweren Arbeit immer satt zu essen? Hat er eine gesunde Wohnung und reine Kleider? Kann er an dem frischen Quell der Wissenschaften, am Gesundbrunnen der Kunst seine müde Seele laben?

Du weißt, daß er es nicht kann. Er kann es nicht, weil wenige Menschen alle Macht in Händen haben und die Früchte der Arbeit für sich behalten.

Der Steinklopfer am Begrande weiß nichts von der Geschichte der kleinen Muschel, die im Stein steckt. Er weiß nichts von den Ewigkeitswerten, die sein Hammer zerschlägt. Er weiß nichts von den gewaltigen Verdestimmen, die im Felsen schlummern. Er legt nicht den Hammer weg, um den versteinerten Rest vergangener Jahrtausende zu betrachten, der eben unter seinen Schlägen zersprang. Er weiß nichts davon. Er hat nur einen Gedanken. Er muß arbeiten, arbeiten. Seine Kinder brauchen Brot.

Als ich mir den Steinbrocken vom Abraumhaufen auflas, ruhte der Schlegel einen Augenblick, und der Steinklopfer sah mir zu. Vielleicht hat er mich für einen Bummler gehalten. Sie fahren ja täglich an ihm vorüber in Automobilen und glänzenden Wagen, die Leute, die keine Hand rühren und doch alle Früchte seiner Arbeit ernten. Dann brennt wohl die heiße Frage zwischen den einzelnen Schlägen: Muß das alles so sein? Muß es sein?

Der Steinklopfer ist der Sklave seiner Arbeit. Er muß arbeiten. Wenn er nicht arbeitet, hat er kein Brot, wenn er nicht arbeitet, hat er kein Bett und keinen Rock. Dieser Gedanke sitzt immer neben ihm, wenn er klopft. Wie die Unruhe eines Uhrwerkes läßt er den müden Schlegel wieder und wieder schwingen.

Da dachte ich an den Arbeiter der Zukunft.

Gewiß, auch in der Zukunft müssen Steine geklopft werden. Auch dann werden Steinbrecher den Felsen bezwingen.

Aber sie werden nicht mehr vom frühen Morgen bis zum späten Abend gebückt über ihrer Arbeit stehen müssen, damit ein Häuflein Mächtiger, die keinen Finger krumm machen, ein gutes Leben führen kann. Die Arbeit wird kein Fluch mehr sein. Sie wird die Freundin der Menschen sein, die ihnen die Schätze gibt, die das Leben schön und wert machen.

Dann wird auch der Steinklopfer froh sein schweres Werk verrichten, weil er weiß, daß er nicht nur für die Tasche des reichen Steinbruchbesizers arbeitet. Er wird wissen, daß er für alle Menschen tätig ist.

Sein Körper ist gesund und kräftig, weil er satt zu essen hat und nicht mehr bis zum späten Abend den Schlegel schwingen muß.

Die versteinerte Muschel, die sein Hammer aus dem Blocke aus vieltausendjähriger Ruhe

herausklopft, wird er sich sündend betrachten. Er kennt ihre Geschichte, weil er Zeit hatte, sich zu bilden, und dann wird er die Muschel seinen Kindern zeigen und wird ihnen die Geschichte erzählen, wie die Muschel in den Stein hineinkam.

In seiner freien Zeit wird er in das Theater gehen, das aus den Steinen erbaut ist, die er gebrochen hat. Er wird sich an den Bildwerken erfreuen, die der Künstler aus dem Blocke schuf, den er mit so vieler Mühe dem Felsen abrang.

Dann wird ihm der Gedanke kommen, daß auch seine Arbeit half, den Bedürfnissen aller Menschen zu dienen. Und alle Menschen verrichten irgend eine Arbeit, deren Früchte er mitgenießen kann. Das wird ihm Freude an seinem Werke geben.

Die Arbeiter der Zukunft werden frei sein. Sie werden nicht mehr Sklaven ihrer Arbeit sein. Sie werden arbeiten, weil Arbeit die Menschheit erhält. Dafür werden sie alles genießen, was das Leben so reich in seinem Schoße birgt. Sie werden nach der Arbeit Zeit haben, ihre Hände auf die klugen Köpfe ihrer Kinder zu legen und sich ihrer zu freuen. Unter ihren besten Freunden werden viele Bücher sein. Wenn ihre Augen in die klaren Zeilen blicken, werden sie lächeln, weil sie alles verstehen.

Sie werden Augen haben für die Sonne und für die Vögel und für alle Dinge, die ringsumher schön sind. Sie werden satt und froh sein.

Es ist nötig, daß du deine junge Kraft stählst, um ein Kämpfer zu werden. Dann wirst du stolz fühlen, wie schön es ist, für solche Ziele in den Reihen zu stehen. Du wirst lachen, wenn das Auge deines Nebenmannes dich kämpfesfroh anblickt. Denke daran, wenn du heute die Not des Steinklopfers siehst.

Edgar Bahnewald.

o o o

Die Enten.

Von Emma Böls.

Sind die Enten weit geschwommen,
Wo das Schilf in Büscheln blüht,
Haben einen Ruf vernommen,
Der sie mächtig vorwärts zieht.
Wissen nicht, was dort geschehen,
Fühlen nur den dunklen Drang,
In der Nähe zu erspähen,
Was von fern so lockend klang.

Klagend tönt das Rufen wieder,
Schon sind sie der Bucht genah't;
Einzeln schwimmen sie hinüber
Durch den schmalen Wasserpfad.
In der Bucht, vom Schilf umschlossen,
Von den Wellen sanft gewiegt,
Einsam, flügelahm geschossen
Eine wilde Ente liegt.

Halb verwundert, halb erschrocken,
Schaut die Schar beim Abendlicht.
Eine dann, mit sanftem Locken,
Zu der wilden Schwester spricht:
„Komm mit uns, bei unserm Pfleger
Kannst du sanft und sicher ruhn.
Darf dir weder Hund noch Jäger
Jergend was zuleide tun.

„Komm, wir haben weiche Sorgen,
Zeigen dir am Stall die Tür,
Und gerührt von deinen Schmerzen,
Gönnen wir ein Plätzchen dir.“
Ihre Federn sträubt die Wilde,
Traurig sie darauf verfest:
„Fliehn sollt' ich zum Menschenbilde,
Das mich erst gejagt, gehezt?

„Gerne wollten sie mich fangen,
Schossen meine Brüder tot,
Ihren Hunden bin entgangen
Ich im Rohr mit knapper Not.“
Und die erste: „Nun, ich sehe,
Daß du alles halb gehört.
Suchst du Schutz in Menschennähe,
Wird er sicher dir gewährt.

„Deinen wilden Drog zu brechen,
Einzig das Verlangen ist.
Kommst du mit, kann ich versprechen,
Daß du morgen mit uns frißt.“
„Nein, nie werd' ich Futter nehmen
Von der Hand, die mich bedroht!
Könnt ihr euch der Freiheit schämen,
Wohl, mir ist die Knechtschaft Tod.

„Besser doch in Freiheit sterben,
Grüßend frei das letzte Licht,
Als in Knechtschaft zu verderben.
Zieht nur fort, ich brauch' euch nicht.“
Einsam liegt sie bald im Schilf,
Tief gekränkt zog fort die Schar,
Schnatternd, daß da keine Hilfe,
Wo nicht mehr zu raten war.

Tiefer noch in das Gesieder
Stecken sie den Kopf bei Nacht,
Fürchten stets zu hören wieder
Senen Schrei, wenn sie erwacht.

Draußen aber schlägt die Welle
Leis im Takt am Uferbort.
Bei der ersten Morgenhelle
Sieht der Fremdling langsam fort.

o o o

Erfindungen und Entdeckungen.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst.

Liebe Freunde! „Um das Jahr 1440 erfand Johann Gutenberg die Buchdruckerkunst.“ Nicht wahr, so ist Euch in der Schule gelehrt worden? Und die Tatsache steht für Euch so fest, daß Ihr sicher überzeugt seid: Hätte es keinen Johann Gutenberg gegeben, so wartete die edle Buchdruckerkunst bis heute noch auf ihre „Erfindung“. Oder anders: Hätte Johann Gutenberg 500 Jahre eher das Licht der Welt erblickt, dann wäre auch die Buchdruckerkunst schon ums Jahr 1000 erfunden worden. Ist es nicht so? Oder kommen Euch bei meinen Folgerungen doch einige Bedenken? Ich würde mich sehr freuen, wenn Euch Bedenken kämen; wenn Ihr Euch an das erinnern würdet, was Ihr in der Natur gelernt habt. Besinnt Euch!

Wir haben von dieser Stelle aus häufig miteinander Ausflüge unternommen in Wald und Heide und haben uns bemüht, das Werden und Vergehen der Tiere und Pflanzen und die Gesetzmäßigkeit zu begreifen, nach der sich ihre Entwicklung vollzieht. Wir haben immer wieder erkennen müssen, daß nichts fertig da steht, daß alles sich in Fluß befindet, alles sich aus Kleinem zu Großem, aus Einfachem zu Zusammengesetztem, aus Unvollkommenem zu Vollkommenem „entwickelt“. So war es auf dem Gebiet der Natur. Sollte es in der menschlichen Geschichte anders sein? Wohlan, laßt uns unserer alten Gepflogenheit treu bleiben und auch hier unsere eigenen Wege gehen. Vielleicht gelingt es uns, auch auf dem verworrenen Gebiete der menschlichen Geschichte eine ähnliche Gesetzmäßigkeit alles Geschehens zu erkennen, wie wir sie in der Natur überall erkannt haben. Das wäre gegenüber dem gedankenlosen Nachplappern „geschichtlicher Tatsachen“ ein Gewinn, der gar nicht hoch genug eingeschätzt werden könnte.

* * *

Wenn der Sag: „Um das Jahr 1440 erfand Johann Gutenberg die Buchdruckerkunst“ besagen soll: Die Buchdruckerkunst, von der man bis dahin keine Ahnung gehabt habe, sei plötz-

lich eines schönen Morgens im Jahre 1440 aus dem Haupte des Johann Gutenberg hervorgesprungen wie Minerva aus dem Haupt des Zeus, so ist der Satz purer Unsinn. Keine Erfindung ist in diesem Sinne Eigentum eines Menschen, und sei er noch so „bedeutend“; vielmehr ist es so: Viele Köpfe und Hände haben mitarbeiten müssen, haben mühsam Stein auf Stein gefügt, bis „die Zeit erfüllt war“, und ein erleuchteter Kopf den Schlussstein in das stolze Gebäude setzen konnte; und an den Namen dieses Letzten in der Reihe knüpft sich dann meistens die „Erfindung“. So ist es auch bei Gutenberg gewesen. Wie kam dieser Goldschmied überhaupt dazu, alle Zeit und Kraft seines Lebens an die Erfindung der Buchdruckerkunst zu setzen? Etwa, weil er gerade auf diese interessante Sache erpicht gewesen wäre? Eine solche Annahme wäre töricht und entspräche nicht der geschichtlichen Wahrheit. Wie wäre er zu einer andauernden, eingehenden Beschäftigung mit der Buchdruckererei gekommen, wenn nicht ein dringendes Bedürfnis nach leichter und rascher Vervielfältigung von Schriftsätzen vorgelegen hätte. Der gesteigerte Handelsverkehr am Ausgang des Mittelalters erforderte einen regen geistigen Verkehr, und der ließ sich natürlich nur in den seltensten Fällen von Person zu Person erleben; da war auch das geschriebene Wort nur ein Nothelfer. Denkt Euch einmal aus unserem heutigen Verkehr die Buchdruckerkunst fort. Keine Bücher, keine Zeitungen, keine Warenanpreisungen, keine Plakate, keine Berichte über Börsen, Handel und Verkehr, keine Flugblätter, kein Nachrichtendienst usw. Wahrfastig: wäre die Kunst zu drucken heute noch nicht erfunden, wir müßten sie morgen erfinden, und, seid überzeugt, sie würde erfunden werden.

So ähnlich lagen die Verhältnisse auch zu Gutenbergs Zeit. Die Frucht war zur Ernte reif, das heißt die zu ihrem Heranreifen erforderlichen Vorbedingungen waren erfüllt. Und ehe sie nicht erfüllt waren, konnte auch die „Erfindung“ nicht „gemacht“ werden; darum ist es töricht, zu sagen, die Erfindung der Buchdruckerkunst würde früher erfolgt sein, wenn Gutenberg eher gelebt hätte. Es ist unmöglich, das Dach eines Hauses hinaufzusetzen, wenn nicht vorher die Mauern gebaut sind; diese Mauern standen aber bereits, als Gutenberg mit seinen Arbeiten begann. Es ist nicht richtig, wenn in vielen Schulbüchern mitgeteilt wird, daß man vor Gutenberg nur ge-

schriebene Bücher gekannt habe. Schon am Ausgang des vierzehnten Jahrhunderts kannte man den sogenannten Briesdruck; dieser bestand darin, daß man die ganzen Seiten eines zu druckenden Buches auf Holztafeln schnitzte; soviel Seiten das Buch haben sollte, so viel Holztafeln waren also erforderlich. Das war ein mühsames Verfahren, und es entsprach deshalb nur der Sachlage, wenn man sich in den beteiligten Kreisen fortgesetzt bemühte, das unvollkommene und zeitraubende Verfahren des Briesdruckes durch ein besseres zu ersetzen. Eigentlich galt es nur noch, den letzten Schritt zu tun, die Buchstaben einzeln herzustellen, damit sie jederzeit wieder zu anderen Wörtern zusammengesetzt werden konnten. Dieser letzte Schritt mußte erfolgen, und wir dürfen durchaus sagen: Hätte Gutenberg damals nicht gelebt, so hätte eben ein anderer den entscheidenden Schritt getan. Tatsächlich soll zur selben Zeit und unabhängig von Gutenberg der Florentiner Bernardo Cennini die Buchdruckerkunst erfunden haben.

Durch diese Beurteilung seiner Erfindung wird das Verdienst Gutenbergs durchaus nicht geschmälert; ist er es doch gewesen, der unter allen seinen Zeitgenossen am klarsten erkannt hat, zu welchem Ziele die Entwicklung des Buchdruckes hinstrebte; er hat, wie alle großen Erfinder, die Summe aller vor ihm gemachten Erfahrungen zusammengefaßt; das bleibt seine unsterbliche Tat.

Aber ungeschichtlich ist es, um das noch einmal festzustellen, eine Erfindung allein und ausschließlich einem einzelnen Menschen zuzuschreiben; Hunderte, vielleicht Tausende haben daran mitgearbeitet, und, was das Wichtigste ist, sie alle schöpften nicht etwa nur aus ihrem „Genie“, sondern ausnahmslos gründeten sich ihre Bestrebungen auf ein vorliegendes Bedürfnis.

Woher aber rührte dieses Bedürfnis? Wer hat es geschaffen? Niemand; ein Bedürfnis solcherart wird überhaupt nicht „geschaffen“, sondern entzieht aus der wirtschaftlichen Entwicklung. Ohne den mächtigen Aufschwung des Handelsverkehrs im Mittelalter ist die Erfindung der Buchdruckerkunst überhaupt nicht denkbar. Oder, was meint Ihr, wäre es denkbar, daß irgend ein „genialer“ Germane zu Hermanns des Cheruskers Zeiten die Buchdruckererei erfunden hätte? Und warum nicht? Sicher hat es doch auch unter den alten Germanen geistig bedeutende Menschen gegeben, die etwas mehr konnten als Met

trinken und auf der Bärenhaut liegen. Nun, sie konnten trotzdem die Kunst, Bücher zu drucken, nicht „erfinden“, weil die wirtschaftliche und damit auch die geistige Entwicklung noch nicht so weit vorgeschritten war, daß ein Bedürfnis nach gedruckten Büchern entstehen konnte. Das ist der Kern der ganzen Sache. Angenommen die Unmöglichkeit, ein genialer Mensch hätte einige hundert Jahre vor Gutenberg die Buchdruckerkunst erfunden. Seine Zeitgenossen hätten sicher, weil die Erfindung keinen Anknüpfungspunkt in ihrem wirtschaftlichen (materiellen) Leben gefunden hätte, ihr gänzlich verständnislos gegenübergestanden; hätten sie wahrscheinlich als „brotlose Kunst“ oder gar als Teufelswerk verschrien, und wer weiß, wie es dem armen genialen Erfinder ergangen wäre. Beispielen dieser Art begegnen wir in der Geschichte der Erfindungen nicht selten. Die verständnislose Nachwelt redet in solchen Fällen von Undank, der nun einmal der Lohn der Welt sei. Wer aber den Ursachen der geschichtlichen Erscheinungen nachgeht, der weiß, daß jener „Undank“, wenn er überhaupt diesen Namen verdient, seinen Grund darin hatte, daß eine Erfindung nicht eher gewürdigt werden konnte, ehe nicht die wirtschaftliche Entwicklung ein Bedürfnis nach ihr zeitigte.

Diesen Grundgedanken unserer Untersuchung gilt es festzuhalten; auch gedenke ihn später an anderen Beispielen aus der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen noch eingehender zu erörtern.

Jürgen Brand.

o o o

In Großvaters Auftrag.

Von Hans Anrud.

(Schluß.)

Raum hörte Burman die Tür gehen, so bellte er noch lauter, lief ein paar Sprünge den Weg aufwärts und sah sich um.

Verdammtter Köter! Uns alle zu wecken!

Burman bellte weiter.

Pfui, willst du ruhig sein! — er nahm einen Stein und warf nach ihm.

Burman jagte mit eingestemtem Schwanz auf den Hof zurück, legte sich mit einem beleidigten Blick nieder und sagte nichts mehr.

Als sie nach der Frühstückspause herauskamen, bellte er wieder hartnäckig nach dem Wege, der in die Höhe führte, hin. Die Männer folgten der Richtung mit den Blicken, und einer sagte:

Was hat der Hund? Ob sich ein Landstreicher gezeigt hat?

Aber der Bauer antwortete:

Ach was, Unarten sind es. Pfui, willst du ruhig sein, wenn es nichts zu bellen gibt — darauf gingen sie alle wieder aufs Feld, und Burman legte sich wieder still auf dem Hofe nieder, die Augen spähend nach der Höhe gerichtet.

Als sie zu Mittag wiederkamen, probierte Burman es noch einmal, sprang bellend den Weg hinan und wieder zum Bauern zurück, wieder hinauf und wieder zurück. Doch da wurde der Bauer ernstlich böse:

Pfui, willst du ruhig sein — er gab ihm einen Tritt, daß er fortrollte —, hat man je so einen Köter gesehen.

Während sie hineingingen, sandte Burman ihnen einen langen Blick nach, dann trottete er, den Schwanz schwer hinter sich her schlepPEND, mit weit heraushängender Zunge in der Sonnenglut langsam bergauf.

Der kleine Jon war gewohnt, sich allein herumzutreiben, und niemand hatte ihn vermisst. Erst als sie gegessen hatten, sagte die Mutter:

Wo mag der kleine Jon sein? Hat ihn einer gesehen?

Nein, niemand hatte ihn seit dem Frühstück gesehen.

Sollte er beim Großvater draußen sein?

Sie ging in die Kammer hinaus und fragte.

Nein, der Großvater hätte ihn seit dem frühen Morgen nicht gesehen, er hätte es so eilig gehabt.

Sie begann unruhig zu werden und suchte im Hofe überall, wo er sich sonst aufhielt. Die Angst wuchs, sie kam herein und bat eines der Mädchen, zu Ejur Pladsen hinaufzuspringen und zu sehen, ob er da wäre.

Ihre Unruhe begann die anderen anzustecken, und alle gingen an, sich zu wundern.

Das Mädchen kam zurück und sagte, Ejur hätte nichts von ihm gesehen.

Da gingen sie hinaus, einer nach dem anderen, umkreisten alle Häuser, guckten hinein, und schließlich begann die Mutter ihn zu rufen.

Bei dem Rufen schien über alle die Angst zu kommen, und bald rief jeder nach einer anderen Richtung. Keine Antwort.

Da erinnerte sich der Bauer an Burman: Sollte der Junge in den Wald gelaufen sein; der Hund benahm sich heute zu merkwürdig!

Ja, daran erinnerten sich alle. Sie fingen an, Burman zu locken, und waren nicht wenig verwundert, als er nicht kam, denn Burman entfernte sich nie vom Hofe.

Ja, sagte der Bauer, da bleibt nichts anderes übrig, wir müssen das Heu liegen lassen und in den Wald ziehen.

Als der kleine Jon den Waldweg aufwärts stieg, stieß er auf einen sehr steilen, steinigten Hügel, auf den die Sonne mit aller Kraft herniederbrannte. Aber das kümmerle ihn weiter nicht, und er stieg mutig darauf los; je weiter er kam, um so krümmer wurden seine Knie, und der Hofenboden wurde so merkwürdig schwer; als er halb oben war, mußte er Halt machen und die Jacke ausziehen. Er nahm sie über den Arm und zog weiter.

Nach einer Stunde war er oben, und nun ging der Weg sanft ansteigend im Walde weiter.

Er setzte sich — er meinte, er müßte nun doch bald da sein; er wußte allerdings nicht ganz genau, wie lang eine Meile war, aber so übermäßig weit konnte es jetzt nicht mehr sein. Vielleicht war er dem Hofe ganz nahe und hatte sich bloß nicht richtig danach umgesehen.

Er blickte vorwärts.

Nein, nichts als dichter Wald zu beiden Seiten des Weges; er mußte sich vielleicht beeilen, wenn er bis zum Abend da sein wollte.

Er stand auf und lief weiter; jetzt kam ihm sein Auftrag wieder in den Sinn:

Eine tiefe Verbeugung:

Guten Tag! Seid Ihr Peter Sandvold?

Ja, der bin ich — aber nimm erst mal Platz, bitte.

O, danke, ich finde schon Platz!

Wo kommst du her?

Von Sörbø, ich sollte hierhergehen und dich vom Großvater grüßen und sagen, du möchtest bald kommen und ihn besuchen, er müßte durchaus mit dir etwas besprechen.

Nein, sieh an; dann gehe, bitte, in die Gaststube und gedulde dich bis morgen.

Die Gedanken liefen weiter:

Und dann gehe ich in die Kammer und sie bieten mir Bewirtung und Kaffee und Gebäck, und abends lege ich mich in ein Daunenbett so hoch, so hoch —

In diesem Augenblick flog ein Birnhahn gerade vor seinen Füßen auf und er erschraf, daß er schluckte. Er sah gerade so viel von ihm, daß er erkannte, daß es ein Vogel war, aber der Schrecken saß in ihm.

Er blieb eine Weile ganz still stehen, ehe er sich umsah. Da sah er, daß der Weg verschwunden war und er mitten im Walde stand.

Ah, den Weg würde er wieder finden. Er ging nach der Seite, aber er war jetzt so merkwürdig vorsichtig geworden, als ob er Angst hätte, daß ein Zweig krachte, wenn er die Füße aufsetzte.

So ging er lange. Es war seltsam, als ob die Erde den Weg verschlungen hätte. Und so unheimlich still! Er fuhr zusammen und horchte, wenn nur ein Eichhörnchen mit einem Tannenzapfen raschelte.

Er ging und ging, schneller und schneller, schließlich rannte er: es knackte so unheimlich, es raschelte überall; die Mundwinkel verzogen sich wie zum Weinen, aber es kam nicht zu Tränen, nur vorwärts ging es in immer schnelleren Sprüngen; es war, als verfolge ihn etwas, als käme es auch von den Seiten, er lief und lief — — bis er über eine Baumwurzel stolperte und im Heidekraut unter einer großen Tanne liegen blieb.

Er erhob sich rasch mit einem Schrei in sitzende Stellung, jetzt, dachte er, hatte es ihn gepackt.

Nein, es war nichts; aber es war ihm, als ob es rings im Walde auf ihn lauerte; er wagte nicht, sich zu rühren, sondern kroch nur tiefer unter die Tannenzweige, gerade als ob der kleine Fleck ihm Sicherheit gewährte.

So blieb er lange sitzen, und spähte und forschte nach allen Seiten in ängstlicher Spannung.

Da hörte er hinter sich, wo er hergekommen war, etwas rascheln.

Er drückte sich unter die Tannenzweige und riß die Augen weit auf. Da kam es, etwas Großes, Schwarzes — immer näher — gerade auf ihn los — — er sah einen Schwanz, der sich vergnügt in die Luft streckte, ein paar sanfte Augen sahen ihn an.

Er brach in Tränen aus und schlang beide Arme um Burmans Hals.

Diesmal hatte Burmann nichts dagegen; er legte sich nieder und leckte ihm Gesicht und Hände.

Am nächsten Tage bekam der kleine Jon Wagen und Kutscher, um auf der Landstraße hinzufahren und zu fragen, ob Peter Sandvold auf Besuch zum alten Jon Sörbø kommen könnte.

Von den zwei Fröschen, die das Nähen lernten.

Es waren einmal zwei Frösche, die lebten miteinander in einem Garten. Als sie nun eines Tages, da die Sonne hell in den Garten schien, vor ihrer Thür saßen und sich wärmten, hörten sie plötzlich etwas mit einem so lauten Krach neben sich auf die Erde fallen, daß sie heftig erschrafen und geschwind davonspringen wollten. Aber da lag dicht vor ihnen, kläglich zappelnd, ein großer Käfer, den sich ein wilder Spatz zum Mittagbrot gefangen und übel zugerichtet hatte. Den ganzen Bauch hatte der Räuber dem armen Schelm aufgehackt, und nur wie durch ein Wunder war dieser aus seinen Klauen entkommen. Jetzt flehte er die beiden Frösche um Hilfe an, und diese besahen sich mitleidig den Käfer, der aus Leibkräften schrie und über große Schmerzen klagte. „Höre du,“ sagte der eine Frosch zum anderen, „wenn wir doch nähen könnten; dann könnten wir jetzt dem armen Ding den Bauch wieder zunähen, daß er nicht stirbt.“ — „Der Tausend!“ sagte der andere, „das ist ein herrlicher Einfall; wir wollen gehen und es lernen.“ — Der erste war es zufrieden, und so trösteten sie den Käfer, er sollte nur warten, sie würden ihm schon helfen. Sie gingen darauf zur Nähterin in die Stube und quakten immerzu, sie wollten nähen lernen. Aber die Nähterin verstand sie nicht, schimpfte sie Dickhäute und Kahlköpfe, nahm einen großen Besen und kehrte sie hinaus.

Als sie draußen waren, ratschlagten sie miteinander, was nun zu tun sei. Nach langem Überlegen kamen sie überein, daß sie, wenn sie überhaupt etwas ausrichten wollten, vor allem das Nähen lernen müßten, um sich den Menschen verständlich zu machen. Der eine meinte, da sei die Schule der geeignete Ort dafür. So beschloßen sie endlich, in die Schule zu gehen. Als sie indessen an die Schule kamen, gekrauten sie sich nicht hinein wegen der Buben, die den armen Fröschen immer so übel mitspielen. Während sie noch ratlos dastanden und hin und her sann, kam aus einem Mäuseloch eine Maus heraus und besah sich das Wetter. „Oriß Gott, Gevattern,“ sagte sie, als sie der Frösche ansichtig wurde, „mollt ihr eine Badereise antreten?“ Die Frösche erzählten ihr, wie es ihnen ergangen sei und in welcher Verlegenheit sie sich befänden. „Wenn's weiter nichts ist,“ meinte sie; „dem Dinge kann abgeholfen

werden.“ Ind die Frösche in ihre Wohnung ein und brachte sie dort zu einem Loche, durch welches man in die Schulkstube sehen konnte. Da saßen denn die beiden Frösche mäuschenstill vor dem Loche und horchten und horchten, bis sie dem Schulmeister das Nähen abgelernt hatten; und es war ihnen gar nicht schwer geworden, weil sie beide schon bei Zahnen und sehr verständig waren. Als aber der Schulmeister den Stock ergriff und einem Buben ein Duzend aufzählte, wovon auch nicht einer daneben fiel, wurde es ihnen angst und sie ließen sich von der Maus davonführen. Sie gingen darauf abermals zur Nähterin und berichteten ihr deutlich, was sie im Sinne hätten. „Schön,“ sagte diese; „aber wo habt ihr das Lehgeld?“ Da gestanden die Frösche betrübt, daß sie kein Lehgeld hätten. „Dann macht, daß ihr fort kommt,“ sagte die Nähterin kurz, „denn umsonst ist der Tod, und der Kaffee wird alle Tage teurer.“

So standen die beiden wieder auf der Straße und hingen die Köpfe. „Mir fällt was ein,“ sprach endlich der eine, „wir wollen zur Muhme Unke gehen, die ist reich und hat den ganzen Keller voll Geschmeide.“

„Wenn sie nur nicht so geizig wäre,“ sagte der andere. Sie machten sich aber doch auf den Weg und kamen zur Unke; die saß unter einem Lattichblatte und fing Fliegen. Sie war alt und sehr wohlbeleibt; deshalb wollte die Jagd nicht glücken, was ihr sehr verdrießlich war, weil sie gerade recht großen Appetit hatte. „Willkommen, teure Anverwandte,“ rief sie den Fröschen entgegen und wackelte, so schnell sie konnte, unter dem Lattichblatt hervor. „Seid so gut und verhelst eurer alten Muhme zu ihrem täglichen Brote.“ — „Gerne,“ sagte der eine Frosch, „aber wir müssen ein Geschmeide dafür haben.“ Zwar verdroß das die Unke sehr, aber Hunger tut weh. „Wenn ihr jeder eine Mandel Fliegen fangt,“ meinte sie endlich mit saurem Gesicht, „so sollt ihr ein Ringlein haben.“ Da stellten sich die beiden Frösche auf den Anstand, und weil sie noch ziemlich behend waren, brachten sie zuletzt die beiden Mandeln zusammen und oben-drein noch ein paar Mücken, welche sehr zart schmecken, als Zugabe. Dafür erhielten sie das goldene Ringlein, trugen es zur Nähterin, und jetzt unterwies sie dieselbe aufs beste. Zum Abschied schenkte sie ihnen dann noch eine Nadel und einen Faden Zwirn vom allerfeinsten, und so wanderten sie vergnügt nach Hause. Als sie aber zu dem Käfer tamen,

war der schon tot. Da klagten sie sehr und begruben ihn und setzten einen großen weißen Kieselstein auf sein Grab als Denkmal. Jetzt wußten sie aber nicht, was sie mit der Nadel und dem Zwirn anfangen sollten. „Weißt du was?“ sagte endlich der eine zum anderen, „wir wollen uns jeder ein Ende des Fadens ans Bein nähen, damit wir uns nicht verlieren können.“ Dem anderen gefiel der Vorschlag, und so führten sie ihn aus.

Als sie eben damit fertig geworden waren, kam ein großer Storch spaziert, der noch kein Abendbrot verzehrt hatte. Die Frösche wollten ihm eiligst entweichen, aber ach! das ging nicht, denn jeder hielt den anderen am Beine fest. So griff denn der Storch erst den einen bei den Hinterbeinen und verschluckte ihn, und nun war auch der andere verloren und mußte seinem Freunde nachmarschieren.

Jetzt waren die beiden Frösche tot. Die Nadel aber fand ein kleines Mädchen und nähte damit ein Kleid für ihre Puppe.

Wittor Blüthgen.

o o o

Der Bauer und der Teufel.

Es war einmal ein kluges und verschmitztes Bäuerlein, von dessen Streichen viel zu erzählen wäre; die schönste Geschichte ist aber doch, wie er den Teufel einmal dran gekriegt und zum Narren gehabt hat.

Das Bäuerlein hatte eines Tages seinen Acker bestellt und rüstete sich zur Heimfahrt, als die Dämmerung schon eingetreten war. Da erblickte er mitten auf seinem Acker einen Haufen feuriger Kohlen, und als er voll Verwunderung hinzuging, so saß oben auf der Glut ein kleiner schwarzer Teufel. „Du sitzt wohl auf einem Schatz?“ sprach das Bäuerlein. „Ja wohl,“ antwortete der Teufel, „auf einem Schatz, der mehr Gold und Silber enthält, als du dein Lebtag gesehen hast.“ — „Der Schatz liegt auf meinem Feld und gehört mir,“ sprach das Bäuerlein. „Er ist dein,“ antwortete der Teufel, „wenn du mir zwei Jahre lang die Hälfte von dem gibst, was dein Acker hervorbringt. Geld habe ich genug, aber ich trage Verlangen nach den Früchten der Erde.“ Das Bäuerlein ging auf den Handel ein. „Damit aber kein Streit bei der Teilung entsteht,“ sprach es, „so soll dir gehören, was über der Erde ist, und mir, was unter der Erde ist.“ Dem Teufel gefiel das wohl; aber das listige Bäuerlein hatte Rüben gesät. Als nun die Zeit der Ernte kam, da erschien der Teufel und wollte seine

Frucht holen; er fand aber nichts als die gelben welken Blätter, und das Bäuerlein, ganz vergnügt, grub seine Rüben aus. „Einmal hast du den Vorteil gehabt,“ sprach der Teufel, „aber für das nächste Mal soll das nicht gelten. Dein ist, was über der Erde wächst, und mein, was darunter ist.“ — „Mir auch recht,“ antwortete das Bäuerlein. Als aber die Zeit zur Aussaat kam, säete das Bäuerlein nicht wieder Rüben, sondern Weizen. Die Frucht ward reif, das Bäuerlein ging auf den Acker und schnitt die vollen Halme bis zur Erde ab. Als der Teufel kam, fand er nichts als die Stoppeln und fuhr wütend in eine Felsenklucht hinab. „So muß man die Füchse pressen,“ sprach das Bäuerlein, ging hin und holte sich den Schatz. Brüder Grimm.

o o o

Glühwürmchen.

Von C. S. Strasburger.

Wer hat da plötzlich hell gemacht
Im dunkeln Waldesraume?
Glühwürmchen leuchten in tiefer Nacht
Bis hin zum Waldesraume.

Sie glänzen und glühen und sind vergnügt
Und schimmern aus allen Geästen,
Der Waldvogt hat es jüngst verfügt,
Zu leuchten spätem Gästen.

Denn neulich brach ein Neß das Bein
Bei einer alten Birke,
Drauf kamen die andern überein,
Daß Lichter man erwirke.

Beleuchtung wollten sie insgesamt,
Bei Nacht, denn das sei nötig,
Glühwürmchen übernahm das Amt
Und war zu allem erbötig.

Und heute viel hundert Kerzen hat
Der Wald in seinen Gehägen,
Wie bei den Menschen in der Stadt
Leuchtet's auf allen Wegen.

Glühwürmchen nachts nicht schlafen mag,
Will sich sein Brot verdienen,
Es leuchtet, bis es heller Tag
Und die goldene Sonne erschienen.

Verantwortlich für die Redaktion:

Frau Clara Zumbel, Wülbelsbühl.

Voll Degerloch bei Stuttgart.

Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.